

Alma dachte bei sich, dass die Oberaufseherin die Frau schon längst angeschrien hätte, wenn sie nicht im Raum gewesen wäre. So aber hielt Mandl den Blick nur bedeutungsvoll auf die magere Gestalt gerichtet. Erst nachdem die Insassin das Zimmer verlassen hatte, wandte sie sich Alma zu.

Alma schätzte sie auf etwas über dreißig, ein paar Jahre jünger als sie selbst. Das Alter des Lagerpersonals einzuschätzen war nicht leicht, was auch für die Gefangenen galt. Aber während Hunger, Erschöpfung und Krankheit die Insassen vor der Zeit altern ließen, waren die eigentlich wohlgestalteten Gesichter der Aufseherinnen von harten Falten gezeichnet. Das ständige Schimpfen und Schreien hatte ihre Münder verformt und tiefe Furchen zwischen den sorgfältig gezupften Brauen hinterlassen. So, wie das Leiden die Lagerinsassen dahinwelken ließ, machte der Hass die Aufseherinnen älter, als sie in Wirklichkeit waren. Ausgleichende Gerechtigkeit, fand Alma.

Mandl brach das Schweigen als Erste. »Mein Wachpersonal spricht immer noch über Ihr Konzert«, sagte sie. »Ihr Vater war der Konzertmeister der Wiener Philharmoniker.« Das war keine Frage, sondern eine Feststellung, die einen Hauch von Respekt beinhaltete.

Alma erkannte den vertrauten Tonfall. Auch die Oberaufseherin Mandl war Österreicherin, genau wie sie.

»Ich stamme nicht aus Wien, sondern aus den Bergen«, fuhr Mandl fort und rutschte unbehaglich auf ihrem Stuhl herum.

Aus einer Stadt – oder wohl eher einem Dorf, dessen Namen sie schamhaft verschwieg. Alma grinste. Wie sie gesagt hatte, Schweinebauern waren sie, dieses ganze uniformierte Pack.

»Ich habe Sie und Ihren Vater spielen hören, kurz vor dem Anschluss.«

Natürlich vor dem Anschluss. Nach der Annexion von Österreich hatten die Helfershelfer des Propagandaministeriums jeden einzelnen jüdischen Musiker aus dem Orchester entfernt und durch einen entsprechenden Arier ersetzt, auch wenn dieser sein Instrument nicht im Geringsten beherrschte. Aber das war völlig egal, solange das Blut »rein« war.

Stumm sah Alma die Oberaufseherin an. Es bereitete ihr ein klammheimliches Vergnügen zu sehen, wie dieses Schweigen Mandl zunehmend unruhig machte.

»Was für ein Glück, dass wir Sie bei uns haben dürfen, finden Sie nicht auch?« Bei diesen Worten lächelte Mandl sogar. Es war das Lächeln einer Frau, die diesen Gesichtsausdruck nicht oft einsetzte, unsicher und etwas verrutscht.

Alma runzelte die Stirn. Was sollte das sein? Ein geschmackloser Witz?

»Ich wollte sagen, der Herr Kommandant wäre höchst erfreut, wenn Sie auch für ihn und seine einflussreichen Gäste spielen würden. Ich liebe Musik ebenfalls sehr, das ist uns beiden gemeinsam.«

Das ist so ziemlich das Einzige, was wir gemeinsam haben, hätte Alma gern laut gesagt.

»Sie würden mir einen großen Gefallen tun, wenn Sie aus diesem Haufen von Frauen, den ich jetzt als Orchester ausgabe, etwas Brauchbares machen würden.« Mandl stieß ein kurzes, verlegenes Kichern aus. »Sie haben sie ja spielen hören. Diese sogenannte Musik muss in Ihren Ohren noch viel schrecklicher geklungen haben als in meinen.«

»Es ist schwer, gut zu spielen, wenn man nie genug zu essen bekommt«, gab Alma zurück.

Ein paar Augenblicke lang saß Mandl nur da und zwinkerte nervös, sie schien völlig aus dem Konzept gebracht. Ganz offensichtlich hatte sie sich die ersten Worte der berühmten Geigerin anders vorgestellt.

»Natürlich kann ich ihnen beibringen, wie man in Wien gute Musik spielt, aber unter solchen Bedingungen wie hier kann ich weder leben noch arbeiten«, fuhr Alma mit eisiger Stimme fort. »Ich habe gesehen, wo diese Frauen jetzt untergebracht sind, Oberaufseherin, und bei allem gebotenen Respekt ...«, sie konnte nur hoffen, dass sie nicht allzu sarkastisch klang, »die Umstände sind entsetzlich. Wenn Sie wollen, dass ich Ihr Orchester leite, dann brauche ich neue Räume, die ausschließlich meinen Mädchen vorbehalten sind und wo es auch einen eigenen Probenraum gibt sowie eine Aufbewahrungsmöglichkeit für die Instrumente und Zugang zu Duschen, damit wir für die Konzerte gepflegt aussehen können. Und wir brauchen andere Uniformen, nicht diese gestreiften Lappen, die sie jetzt tragen. Außerdem müssen Sie ihnen endlich genug zu essen geben! Regelmäßige, gehaltvolle Mahlzeiten und nicht diese mageren Zusatzportionen, die Sie ihnen jetzt nach jeder Vorstellung zuwerfen wie Hunden einen Knochen! Das ist entwürdigend. Wie soll man gute Musik spielen, wenn man ständig derart gedemütigt wird? Nicht einmal ich könnte noch brauchbar spielen, wenn Sie mich ein paar Wochen lang so behandeln würden.« Mit dem Kopf deutete Alma auf die Blumenvase. »Diesen Flieder würden Sie doch auch nicht ohne Wasser und Sonne lassen und erwarten, dass er Sie dennoch mit seiner Schönheit und dem herrlichen Duft

erfreut. Wie also können Sie guten Gewissens von uns erwarten, dass wir Sie und Ihre Kameraden mit unserer Musik erfreuen, wenn Sie uns unser Wasser und unser Sonnenlicht verweigern?»

Den Kopf leicht zur Seite geneigt, wartete Alma auf Mandls Antwort. Es ärgerte sie, dass sie einer Landsmännin solche Selbstverständlichkeiten überhaupt erklären musste.

Ein paar Sekunden lang saß die Oberaufseherin des Frauenlagers wie erstarrt da und wusste nicht, was sie tun sollte. Ihre Autorität war soeben gründlich infrage gestellt worden, und das auch noch von einer Jüdin und Lagerinsassin. Die Häftlinge nannten Mandl nicht umsonst »die Bestie«. Das Frauenlager von Birkenau war ihr Reich, wo sie allein die Befehle gab. Hier war sie nicht nur die rechtmäßige Herrscherin, sondern gottgleich, vom Führer persönlich ernannt, um zu entscheiden, wer leben durfte und wer sterben musste. Zu genau diesem Zweck trug sie eine Pistole in ihrem Holster. Und sie hatte schon für weniger getötet. Dennoch ...

... dennoch wagte Mandl es nicht einmal, vor dieser Frau, die ihr da gegenüber saß, die Stimme zu erheben. Sie wusste genau, mit einem einzigen Schrei würde sie ihre überlegene Position augenblicklich einbüßen, so seltsam sich das auch anhören mochte. Schreien und Fluchen waren in ihrem Elternhaus alltäglich gewesen, ausgestoßen in erster Linie von ihrem stets betrunkenen Vater und erwidert mit einer Woge bössartiger Beleidigungen von ihrer Mutter, die auf ihn gemünzt waren: Dieser Nichtsnutz, dieses miese Schwein, soll er doch in dem Rinnstein verrotten, aus dem er hervorgekrochen ist ...

Im Hause der Rosé hatte niemand herumgeschrien, darauf hätte Mandl ihren gesamten Besitz verwettet. Bei den Rosés wurde musiziert, man aß mit Silberbesteck von edlem Porzellan und küsste den Damen galant die Hand. Nein, grobes Gebrüll und – schlimmer noch – der Einsatz der Peitsche würden nur die Unterschiede in ihrer Herkunft aufzeigen, und das erschien Mandl unerträglich. In den Augen der anderen würde sie »die Bestie« bleiben. In den Augen von Alma Rosé wollte sie eine zivilisierte Liebhaberin von Kultur und Schönheit sein.

»Das scheint mir ein vernünftiger Vorschlag zu sein«, äußerte sie schließlich in nachdenklichem Ton. »Sie bekommen eine neue Baracke. Und neue Uniformen. Die Duschen müssen Sie sich allerdings vorerst mit den Häftlingen teilen, die im Kanada arbeiten.«

»Das ist völlig in Ordnung, Oberaufseherin. Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit und Ihr Verständnis.«

An der Tür schüttelten sie einander die Hand – das erste Mal, dass Mandl einer Gefangenen die Hand hingestreckt hatte. Aber Alma Rosé benahm sich nicht wie eine normale Gefangene, sondern eher wie ein prominenter Gast, der dieses abgelegene Quartier mit seiner Anwesenheit beehrte. Noch lange nachdem die berühmte Geigerin den Raum verlassen hatte, stand Mandl da und starrte ihre Handfläche an, ein dümmliches Lächeln im Gesicht. Sie hatte soeben Alma Rosé persönlich die Hand gegeben.